Werk

Titel: Über die Indianer im britischen Guiana, ihre Sitten und Gebräuche

Autor: Schomburgk, Richard

Ort: Berlin

Jahr: 1845

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365584_1845_0002|log31

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

Herr Consul Dr. Schultz °) *las einen Aufsatz über seine Reise nach Palästina und über einige topographische Verhältnisse Jerusalems.*

Herr Blesson las eine Mittheilung des königl. preufs. General-Consuls in der Walachei Hrn. Dr. Neigebaur über die österreichischen Grenzregimenter.

Herr Zeune berichtete über einige auf der diesjährigen Versammlung der Naturforscher zu Bremen verhandelte Gegenstände.

Herr W. Mahlmann: Witterungsbeobachtungen auf der Mailänder Sternwarte im Jahre 1843 °°). *Briefliche Mittheilung des Astronomen Hrn. Abate Giovanni Capelli, d. d. Milano,* 6. *Agosto* 1844.

---

8. *Sitzung, am* 7. *December* 1844.

XIV. *Herr Richard Schomburgk: Über die Indianer im britischen Guiana, ihre Sitten und Gebräuche. (Erläutert durch Vorzeigung einer ethnographischen Sammlung.)*

Indem ich es hier versuche, der geographischen Gesellschaft, der ich jetzt mündlich meinen innigsten Dank für die milde und freundliche Theilnahme sage, mit welcher sie meine flüchtigen Skitzen über die geographischen und naturwissenschaftlichen Resultate meiner fast vierjährigen Reise aufgenommen hat (s. Bd. IV. S. 127 u. in diesem Bd. S. 106), einen gedrängten Überblick über das gesammte innere und äufsere Leben jener Stämme zu geben, die ich kennen zu lernen Gelegenheit fand, mufs ich nochmals jene dem Abwesenden zu Theil gewordene milde Beurtheilung für den Anwesenden in Anspruch nehmen, sowie ich zugleich öffentlich der Gesellschaft meinen innigsten Dank sage, dafs sie meine Bestrebungen auf dem geographischen Gebiete so reich dadurch belohnt hat, dafs sie mir das Diplom als auswärti-

---

°) Als Gast anwesend.

°°) Dies ist die neunte jährliche Übersicht dreistündlicher Beobachtungen, welche die Gesellschaft der gefälligen Mittheilung des Hrn. *Capelli* verdankt. Wir werden dieselbe mit den Resultaten der Beobachtungen im Jahre 1844, welche uns im Januar 1845 zugekommen sind, erst weiterhin zusammenstellen und zugleich die neuen Mittheilungen von den Observatorien zu Ofen und Karlsburg in Siebenbürgen, behufs bequemerer Vergleichung, daran anschliefsen. *M.*

ges Mitglied übersandt hat. Alle die Erfahrungen, die ich nach den verschiedenen Seiten hin gewonnen, habe ich nur aus dem unmittelbaren Contact mit jenen Naturkindern und mit der mich umgebenden Natur in ihrer durch Cultur und Civilisation noch ungebrochnen Fülle gewonnen. Mögen mir daher vielleicht auf der einen Seite alle diese Thatsachen, weniger durch Vorurtheile oder vorgefafste Ansichten befangen, ungeschwächter entgegengetreten sein, mag ich sie defswegen vielleicht unmittelbarer in mir aufgenommen haben; so fühlte ich doch auf der andern Seite den Mangel einer allseitigen wissenschaftlichen Vorbildung, namentlich in einzelnen Zweigen der Naturwissenschaften, wie Ethnographie, Zoologie, Geologie und Physiologie, erst dann recht lebhaft, als ich mich mitten unter diese noch so wenig bekannten Volksstämme, in diese noch unberührte Fülle der organischen Natur und der unorganischen Massen versetzt fand Was ich daher hier als beschränkte Umrisse und Andeutungen geben kann, möge als die Erfahrungen eines offenen Gemüthes, offener Augen und Ohren und des ernstesten Willens angesehen werden; ein anderer Maafsstab würde und müfste ein falsches Urtheil hervorrufen.

Auf die Ansichten, welche Männer der Wissenschaft über den Ursprung der früheren Gesammtbevölkerung von Amerika ausgesprochen, ob sie asiatischen Ursprungs oder als eine eigene ureingeborene Race zu betrachten sind, darauf kann ich hier aus mehrfachen Gründen nicht näher eingehen; das aber kann und will ich versuchen einfach wiederzugeben, was ich aus der Erfahrung habe kennen lernen, und den Männern der Wissenschaft die ferneren Schlüsse überlassen.

Fast möchte es gegenwärtig zu den Unmöglichkeiten gehören, eine genaue Übersicht über die Anzahl der Eingebornen zu geben, die innerhalb der Grenzen der britischen Besitzungen, eines Gebiets von 100000 englischen □ Meilen, wohnen. Obschon die Gesammtzahl der Eingebornen im Jahre 1840 noch 7000 geschätzt werden konnte, so hat sich diese doch seit dem Jahre 1842, wo die Pocken unter ihnen ausbrachen, gewifs um mehr als tausend Seelen vermindert. Die Gesammtbewohner *Guianas* zerfallen aber, soweit es uns bekannt geworden ist, in folgende Stämme:

1. *Arawaaks*, 2. *Warraus*; beide Stämme bewohnen die Striche längs der Küste des atlantischen Oceans von der Mündung des *Orinoko* bis zu der des *Corentyn*. Ihre Ansiedelungen oder Dörfer erstrecken sich kaum 100 englische Meilen landeinwärts, wobei sich die Seelenzahl dieser beiden Stämme etwa auf 1500 belaufen mag.

3. Die *Caraiben* oder *Carabisi* bewohnen die unteren Stromgebiete des *Mazaruni*, *Pomeroon* und *Cuyuni*, wäh-

rend sich eine geringe Zahl an dem *Corentyn, Rupununi* und *Guidaru* niedergelassen hat. Dessenungeachtet mag ihre Gesammtzahl kaum 400 überschreiten, obschon sie einst die eigentlichen Herren des Bodens waren.

4. Die *Accawais, Waccawais* oder *Waicas* haben das obere Stromgebiet des *Demerara, Mazaruni* und *Pataro* inne, und mögen ungefähr 600 Individuen zählen.

5. Die *Macusis* leben in den offenen und flachen Landstrichen oder Savannen zwischen dem *Rupununi, Parima,* dem *Pacaraima-* und *Canuku-*Gebirge, und mögen sich innerhalb der britischen Besitzungen ungefähr auf 1500 belaufen, während der Gesammtstamm gewifs über 2000 Seelen umfafst. Nördlich von ihnen haben

6. die *Arecunas* das Land inne, deren Ansiedelungen man sowohl auf den offenen Savannen als auf den Gebirgen in der Nähe der Quellen des *Coroni, Cuyuni* und *Mazaruni* trifft; jedoch gehört dieser Stamm der Hauptzahl nach mehr dem Gebiet von *Venezuela* an.

7. Die *Wapishanas* bewohnen die Savanne des oberen *Rupununi* und die Ufer des *Parima,* von denen sich etwa 500 auf dem Gebiete von Britisch-*Guiana* befinden mögen.

8. Die *Atorais* oder *Atorias* nehmen das *Cara-waimi-*Gebirge, namentlich dessen nordwestliche Abdachung ein, und grenzen unmittelbar an das Gebiet der *Wapishanas.* Wie die *Caraiben* sind auch sie dem Aussterben nahe, da die Pocken, die im Jahre 1842 zum ersten Male so weit landeinwärts gedrungen, nur noch 30 Individuen am Leben gelassen haben. Einem gleichen Schicksal sehen auch

9. die *Tarumas,* welche früher den *Rio Negro* bewohnten und nach *v. Martius* schon ausgestorben sein sollten, entgegen. Sie haben sich wahrscheinlich von dort nach den Quellen und Nebenflüssen des *Essequibo* zurückgezogen und dadurch Veranlassung zu jener Behauptung gegeben.

10. Die *Woyawais;* sie haben die Landstriche zwischen den Quellen des *Essequibo* und den Zuflüssen des Amazonen-Stromes inne und können als der südliche Grenzstamm der britischen Besitzungen angesehen werden.

Zu diesen zehn Hauptstämmen müssen nun noch mehrere andere gezählt werden, die ebenfalls dem Aussterben nahe sind: dahin gehören die *Maopityans* an dem oberen Ufer des *Rio das Trombetas;* die *Zurumata-, Drio-* und *Pianaghotto-*Indianer, in den Umgebungen des *Caphi-wuin* und der beiden Quellen des

Corentyn; ferner die *Tschikian*-Indianer; etwas weiter östlich die *Maipuri-shanas* oder *Cortoipityans,* ein Stamm, dem von allen Nachbarstämmen Schuld gegeben wird, dafs er seine erschlagenen Feinde verzehre; und die *Serekongs,* längs den Abdachungen des *Roraima*-Gebirges, sowie die *Paravilhanos.*

In Rücksicht der Körpergröfse stimmen fast alle diese Stämme mit einander überein. Sie sind fast durchgängig klein und untersetzt, wodurch sie sich namhaft von ihren nordischen Brüdern unterscheiden. Selten findet man Indianer, die das Maafs von 5 Fufs 4 Zoll überschreiten, und der gröfste und schlankeste Indianer, der uns begegnete, mafs nur 5 Fufs 8¼ Zoll Ungeachtet ihrer stämmigen Formen sind sie doch nicht so kräftig, als man nach dem Äufsern schliefsen möchte. Auffallend ist das Mifsverhältnifs, in welchem die Gröfse des Kopfes zu der des ganzen Körpers steht; noch auffallender aber das Unproportionirte des Rumpfes zu den Beinen. Der Hals und Rücken sind gedrungen; die Augenschlitze steigen mit ihren äufseren Winkeln etwas gegen die Schläfengegend an, ohne dafs jedoch ihr Vorderkopf so comprimirt wie bei den Negern ist. In dieser Hinsicht bilden sie mehr ein Mittelglied zwischen Europäern und Afrikanern. Die Brust mit ihren Muskeln ist ungemein kräftig und wohlproportionirt, namentlich bei dem weiblichen Geschlecht, das sich aufserdem durch die zarte und zierliche Bildung der Hände, Füfse und Knöchel auszeichnet, in welcher Hinsicht sie jedem Künstler als vollendete Modelle dienen könnten. Der Körpergröfse nach stimmen die Frauen ganz mit den Männern überein. Die Färbung des Pigments zeigt eine bräunliche Olivenfarbe, die je nach den verschiedenen Stämmen und je nachdem diese die Küste, die Wälder oder die Savannen bewohnen, auch mehr oder weniger variirt. Einige von ihnen, besonders die *Arawaaks* und *Macusis,* stimmen darin vollkommen mit den Spaniern und Portugiesen überein, während sich dieselbe bei andern wieder bis in ein gesättigtes Braun verdunkelt. So dunkel aber auch die Haut gefärbt sein mag, ihr schwarzes, schlichtes, üppiges Haar, ihre wohlgeformten Ober- und Unterschenkel wie überhaupt ihre zierlichen Extremitäten werden sie jederzeit auffallend von der afrikanischen Race unterscheiden.

Fast alle Indianer *Guianas* bemalen ihr Gesicht und ihren Körper, entweder mit geraden, einzelnen und übereinander hinlaufenden oder mit einander verschlungenen Linien, wie wir sie durchgängig auf etruskischen und altgriechischen Vasen finden. Nur wenige, und unter diesen die *Warraus, Arawaaks* und *Macusis,* tättowiren das Gesicht; doch auch diese nur höchst sparsam, da das Ganze in einigen gebogenen Linien an den Mundwinkeln und über

den Augenbraunen besteht, welche letzteren sie sorgfältig vertilgen, was namentlich dem weiblichen Geschlecht, bei dem es noch gebräuchlicher ist, als bei den Männern, einen charakteristischen, doch nicht uninteressanten Ausdruck giebt. Die Arme, der Nacken, der Theil des Beines über den Knöcheln und Waden sind mit Schnüren von Glasperlen verziert, seien es nun rothe, blaue oder weifse, die sie sich durch Tauschhandel mit den Stämmen der Küstenstriche verschaffen. Ihr übriger Anzug besteht aufser diesem in einem kleinen Schurz aus Glasperlen, wie ich ihn der Gesellschaft in meiner Sammlung vorgelegt. Nie tragen die Weiber Federschmuck, ohne welchen die Männer dagegen fast nie gesehen werden; und setzten sie ja einmal aus Übermuth eine Federmütze auf, so zeigten sie ganz dieselbe Verschämtheit wie unsere civilisirten Damen, wenn diese in heiterer Laune ein männliches Kleidungsstück angezogen Statt der Perlenschnüre tragen die Männer Halsbänder von Affen-, Pecari- oder Fischzähnen, von verschiedenen Saamen oder Muscheln Das eigentliche Kleidungsstück der Männer bildet ein aus Baumwolle selbstverfertigtes Stück Zeug, das sie um die Lenden schlingen. Besitzen sie die Mittel, sich ein Stück blaues baumwollenes Zeug *(Salempores)* aus der Colonie durch Tauschhandel zu verschaffen, so geben sie einem solchen stets den Vorzug vor ihrer eigenen Manufactur, obgleich jenes in Hinsicht der Dauer dieser weit nachsteht. Die Art und Weise, wie der Indianer dies trägt, bezeichnet schon aus der Ferne den Stamm, dem der Träger angehört, wie sich namentlich die *Macusis* und *Caribis* durch die Gröfse des Stückes und den malerischen Faltenwurf dieser Bedeckung auszeichnen. Die *Kirishanas, Oewakus* und der gröfste Theil der *Maiongkongs*, Stämme in den Umgebungen des *Parima Padamo* und der Quellen des *Orinoko*, verachten jede Spur von Bekleidung und bemalen ihren Körper blofs mit einer schwarzen und rothen Farbe.

Wie die Gesammteingebornen in Stämme, so zerfallen diese wieder in Familien, von denen jede meist die durch gegenseitige Verheirathung sich näher stehenden Verwandten in sich schliefst.

Jeder Indianer leitet seine Abstammung von der Mutter her: ist z. B. die Mutter eine *Arawaak,* der Vater ein *Warrau,* so sind die Kinder *Arawaaks,* wefshalb auch bei den *Arawaaks* die Kinder stets den Familiennamen der Mutter führen und nach ihr allein die Familie begrenzt wird. Keinem der heirathsfähigen Kinder ist es erlaubt, mit einem Gliede der Familie der Mutter, wohl aber mit einem solchen des Vaters eine Verbindung einzugehen.

Wie der Anzug, bezeichnet auch die Form der Hütten den Stamm, dem die Bewohner angehören. Während die Wohnungen

der *Warraus*, *Arawaaks*, *Caraiben* und *Akawais* fast nichts weiter als ein blofser Schuppen oder Wetterdach sind, so zeichnen sich die der *Macusis*, *Wapishanas* und *Tarumas* nicht nur wegen ihrer pyramidalen Form, sondern auch wegen ihrer Gröfse aus. Die Wände sind meist aus Lehm oder Baumrinde errichtet und mit Palmenwedeln gedeckt. Diese Häuser besitzen allerdings meist nur einen untern bewohnbaren Raum; doch findet man hier und da bei den *Caraiben* auch einstöckige Hütten, wo man vermittelst einer Treppe oder Leiter an der äufsern Seite in das erste Stock gelangt.

Meist bewohnen mehrere Familien eine und dieselbe Hütte, ohne dafs sich dann gleichviel Abtheilungen oder Scheidewände darin befänden. Die Balken, an denen die Hängematten befestigt werden, die wenigen Steine, welche den Heerd bilden, werden als Eigenthum jeder einzelnen Familie anerkannt, das niemals von einer andern in Anspruch genommen, wohl aber mit der gröfsten Bereitwilligkeit dem Fremden oder Gaste überlassen wird. Jedes bedeutende Dorf oder jede gröfsere Niederlassung besitzt ein eigenes Haus, das nur zur Aufnahme und Wohnung der zeitweiligen Fremden bestimmt ist und welches sich dann in der Mitte der Niederlassung befindet. Sobald ein fremder Indianer auf seinen Wanderungen ein Dorf berührt, begiebt er sich in dieses Haus und erwartet hier den Willkommen des Häuptlings und die Erfrischungen, die jedem Gaste durch die Frauen oder Mädchen, die zu dem Haushalte des Häuptlings gehören, gereicht zu werden pflegen. *Wapishanas* und *Macusis* nennen ein solches Haus, in welchem sie gewöhnlich die Zeichen ihres Muthes auf der Jagd, als Schädel, Klauen u. dergl. aufstellen, *Tapoi*. Bei dem Tode des Häuptlings oder bei schnell aufeinander folgenden Sterbefällen der Einwohner wird das Dorf verlassen, abgebrannt und an einer andern Stelle eine neue Niederlassung errichtet.

Jeder Stamm besitzt sein eigenes Provisionsfeld, und jede Familie in diesem ihren bestimmten Theil, der, nachdem der Familienvater und die erwachsenen Söhne die Bäume gefällt, von den Weibern bearbeitet und bepflanzt wird. Die Erzeugnisse sind Cassada-Wurzel *(Jatropha Manihot)*, Yams *(Dioscorea sativa)*, Bataten *(Convolvulus Batatas)*, Ananas, Mais, Zuckerrohr und *Musa paradisiaca*. Da die Cassada-Wurzel 9 Monat zu ihrer Reife bedarf, so findet man in einem solchen Provisionsfelde eine genau eingerichtete Reihenfolge, wonach jeder Monat sein reifes Stück hat.

Obschon oft mehrere Familien eine und dieselbe Hütte bewohnen, so besitzt doch jede ihre eigenen häuslichen Utensilien, die gleich einfach, wie die Bedürfnisse der Familie, sind, da sie nur aus einigen irdenen Gefäfsen von verschiedener Gröfse und Form bestehen.

Die letztere hat ebenfalls viel Ähnlichkeit (s. S. 157) mit den etruskischen Vasen. Die Frauen bereiten die Gefäfse aus Lehm mit der blofsen Hand, obschon viele bis gegen 30 Gallonen fassen können, die sie dann mit verschiedenen in einander geschlungenen Linien und Arabesken bemalen. Einige niedere Schemel aus einem Stück Holz ausgehauen, die nöthigen Geräthschaften zur Bereitung des Cassadabrodes, die Waffen für Jagd und Kampf, diese zusammen bilden die Utensilien einer indianischen Haushaltung. Jene Schemel findet man jedoch nur selten, da der Indianer meist auf seinen Fersen hockt oder in der Hängematte sitzt.

Die Niederlassungen der Mitglieder eines und desselben Stammes bestehen meist aus 6 bis 10 Häusern, denen ein gemeinsamer Häuptling vorsteht, der in der Sprache der *Caraïben Yuputorikong,* bei den *Macusis* dagegen *Toye-putari* heifst, dessen Autorität aber nur während ausgebrochener Kämpfe und Kriege mit andern Stämmen in ihrer vollen Ausdehnung anerkannt wird. Seine Macht und sein Einflufs hängen einzig von dem Grade seiner körperlichen Stärke und seines Unternehmungsgeistes ab. Die Erbfolge eines solchen Häuptlings ist nicht vom Vater, sondern von der Mutter abhängig, obschon auch hieran nicht immer fest gehalten wird, da bei dem Tode des Häuptlings sich Jeder, der die Kräfte und Fähigkeiten in sich fühlt, zum Nachfolger aufwerfen kann, ohne dafs die Familie des erblichen Herrn sich dadurch in ihren Rechten und Ansprüchen gekränkt und zur Rache angestachelt fühlte.

In ihren religiösen Überzeugungen stimmen fast alle Stämme des britischen *Guiana* der Hauptsache nach überein. Ein unendlich erhabenes Wesen ist Schöpfer der Welt und der Menschen, das sich gegenwärtig auch in den Stürmen, Gewittern und andern auffallenden Naturereignissen zu erkennen giebt. Milde, Wohlwollen und Gefallen an seinen Geschöpfen sind die Haupteigenschaften dieses höchsten Wesens; jeder verderbliche Einflufs, der irgendwie störend in die Ruhe seiner Geschöpfe eingreift, als Krankheiten, Unglücksfälle u. dergl. sind ihm fremd, und müssen, da Gutes und Böses sich so scharf getrennt gegenüberstehen, dafs eine Vereinbarung des Letzteren mit dem Ersteren in einem Wesen unmöglich denkbar ist, auch in zwei verschiedenen, sich gleich feindlich gegenüberstehenden Mächten gedacht werden. Die Quelle alles Übels, alles Bösen ist daher eine Schaar untergeordneter Wesen, deren einzige Freude und Streben darauf hinzielt, Unglück, Streit, Hafs und Krankheit unter den Menschen zu verbreiten.

Da das Gute nur Eins ist, und, wenn auch in verschiedenen Formen, doch in einem allgemeinen Gefühle sich kund giebt, so giebt

es

es auch blofs ein unendliches, hohes Wesen als Urquell aller Glückseligkeit. Anders verhält es sich mit dem Bösen; dieses, in seinen Äufserungen und Wirkungen so verschiedenartig, hat auch nicht einen bösen Urgeist, sondern deren unendlich viele zum Urquell. Jede Begebenheit, die den Indianer in seiner Ruhe zu stören vermag; jede Krankheit, die ihn befällt; kurz jeder Unglücksfall ist die Wirkung dieser schadenfrohen Geister, die bei dem einen Stamme *Yowa-hu*, bei andern wieder *Catombo* heifsen.

Jede Niederlassung besitzt nun in dem *Piai-man* eine Person, die tief in die Natur dieser Dämone eingeweiht, die gleichsam in beständigem Rapport mit ihnen steht, von der sie gewissermafsen abhängig sind, deren Zauberformeln sie sich fügen müssen. Dieser *Piai-man* ist daher Priester, Arzt und Zauberer zugleich, der nicht nur die Ungnade der bösen Geister von seinen armen Schützlingen abwenden, sondern sie auch nach Gefallen auf einzelne Personen und ganze Gemeinschaften herabschwören kann; ein Glaube, den der *Piai-man* aus eigennützigen Absichten heilig und unangetastet zu erhalten sucht. Helfen die Beschwörungen nichts, und stirbt der Kranke, so ist natürlich nicht eine weniger tiefe Kenntnifs des Würdenträgers, sondern die unversöhnliche Hartnäckigkeit des *Yowa-hu* oder der störende Einflufs eines andern *Piai-man*, den der Patient unglücklicher Weise irgend einmal beleidigt und den er sich dadurch zum Feinde gemacht, einzig und allein daran Schuld.

Das Amt des *Piai-man*, der nach dem Häuptling die zweite Hauptperson jeder Niederlassung ist, ist erblich und geht stets auf den ältesten Sohn über, der heimlich vom Vater in die Mysterien seiner zukünftigen Würde eingeweiht ist, während ihm das Amt selbst unter einer Menge Ceremonien übertragen wird. Zu den Ordalien, denen er sich dabei unterwerfen mufs, gehört auch die, dafs der Knabe sich heimlich so lange an das Trinken von Tabackssaft gewöhnen mufs, bis er bei dem öffentlichen Einweihungsact eine gute Trinkschaale voll zu verschlucken vermag, ohne dafs sich seine Eingeweide gegen diesen Höllensaft empören. Nie ifst der *Piai-man* Fleisch von Thieren, die erst durch die Europäer eingeführt sind.

Nach Traditionen der *Accawais*, *Macusis* und *Arawaaks* war die Zeit ein grofser Baum; diesen bestieg der gute Geist *Macon-naima* und hieb mit seiner gewaltigen Steinaxt Stücke von diesem ab, die er in den unter ihm hinströmenden Flufs warf und sie in lebende Wesen verwandelte; zuletzt rief er dem Menschen sein „Werde!" zu.

Unter mehreren Stämmen ist es gebräuchlich, dafs sich nicht allein die Mutter während, sondern auch nach der Schwangerschaft

einem strengen Fasten und dem Enthalten von gewissen Speisen unterwirft, worin ihr der Gemahl Gesellschaft leisten mufs. Sobald das Weib den Moment der Geburt herannahen fühlt, begiebt sie sich in den Wald oder in das Provisionsfeld, wo sie ohne alle andere Beihülfe die Geburt abwartet. Das Kind wird sogleich ohne irgend eine Bedeckung der freien Luft ausgesetzt; nur die *Macusis* beschmieren den Kopf desselben mit einem Überzug von *Arnätto* oder *Rucu*. Der Kopf des neugebornen Kindes ist durchgehends dichter behaart als in Europa, wie dasselbe auch viel früher seine geistigen und körperlichen Kräfte gebrauchen lernt. Die Kinder werden viel später entwöhnt, als dies wohl unter andern Völkern der Fall sein mag, da ich oft Säuglinge von 2 — 3 Jahren zu sehen Gelegenheit hatte. Nach der Geburt empfängt der Hausvater die Glückwünsche seiner Freunde, während die Frauen der Wöchnerinn all und jedes Geschäft abnehmen und für die Bedürfnisse der Familie sorgen, bis die Hausfrau diese nach 2 — 3 Tagen selbst wieder übernimmt. Eine Zwillingsgeburt ist höchst selten unter ihnen, obschon man dann und wann Indianerinnen findet, die zwei Kinder säugen, wodurch sich mir die Behauptung Einzelner, dafs von den Zwillingen immer einer getödtet würde, durch die eigene Erfahrung widerlegt hat. Seinen Namen erhält das Kind durch den *Piai-man,* wofür dieser ein bedeutendes Geschenk in Empfang nimmt. Ein Indianer, der keinen Namen vom Zauberer erhalten hat, wird natürlich als der Spielball der bösen Geister und ihrer Plagen, Krankheiten und Unglücksfälle angesehen. Lippen, Ohren und das Septum der Nase werden dem Kinde bereits in der frühesten Jugend durchstochen, wo man dann die Öffnungen durch Stückchen Holz offen erhält. Die Ältern hegen fast durchgängig eine solche Scheu vor körperlichen Züchtigungen ihrer Kinder, dafs sie selbst lieber gröfsere Vergehen ungestraft lassen, als jene anwenden, die ihrer übertriebenen älterlichen Liebe weher als irgend etwas Anderes zu thun scheint.

Das Erste, was der zum Bewufstsein erwachte Knabe ergreift, sind Bogen und Pfeile, die ihm der Vater verfertigt; und der höchste Grad kindlicher Selbstzufriedenheit und kindlichen Stolzes malt sich auf den kindlichen Zügen, wenn der Pfeil das erwählte Ziel, kleine Eidechsen, Heuschrecken u. s. w., erreicht. Die Mädchen unterstützen bereits in dem frühesten Alter die Mutter in dem Haushalte, helfen das Brod und das Lieblingsgetränk bereiten, begleiten die Mutter auf das Provisionsfeld und tragen oft Lasten von Cassada-Wurzeln in einem Alter nach der Hütte, die ein europäisches Kind von doppelten Jahren kaum würde fortschaffen können.

Von allen den zahllosen Kinderspielen, die sonst unter dem

jüngeren Geschlecht heimisch sind, sieht man wenig oder keine unter den Indianerknaben. Ringen und eine Art Ballspiel, zu welchem sie sich die Bälle aus dem einheimischen Gummi bereiten, sind die einzigen Vergnügungen, die ich bemerkt. Wenn in dem Knaben das Verlangen erwacht, aus dem Kindes- in das Mannesalter überzutreten, so haben sie sich zuvor mehreren Proben zu unterwerfen, die beweisen, ob sie auch fähig sind, jenes zu verlassen, und die meistentheils in schmerzhaften Wunden u. s. w. bestehen, die ihnen mit den Zähnen des wilden Schweins oder der Schnabelspitze des *Toukans* auf Brust und Armen beigebracht werden. Haben sie dies ohne Ausdruck des Schmerzes bestanden, dann folgen noch eine Menge anderer Proben, die ihre Furchtlosigkeit und Kraft, äufsere Schmerzen zu ertragen, beweisen müssen.

Tritt ein Mädchen aus der Kindheit in das reife Alter über, was im 10. bis 11. Jahre der Fall ist, und es treten die ersten Zeichen der Mannbarkeit und Reife ein, so wird sie bei den *Warraus* ihres langen Haares beraubt. Bei andern Stämmen wird dasselbe einer viel schwierigern Prüfung unterworfen: ihre Hängematte wird an den obersten Dachbalken der Hütte gebunden, wo sie dem unaufhörlichen Dampf des Feuers ausgesetzt und oft den strengsten Fasten unterworfen ist. Freilich giebt es auch Fälle genug, wo ein solch armes, abgesperrtes Wesen diese Proben mit dem Leben bezahlen mufs. Unter den *Arawaaks* und *Warraus* wird der Eintritt dieses Lebensabschnittes der Frauen durch ein Fest und einen Tanz gefeiert, wobei das junge Mädchen mit Perlen und den weifsen Daunenfedern verschiedener Vögel geschmückt erscheint, die mit einer gummiartigen Auflösung am Kopfe, an den Schultern und Schenkeln befestigt sind. Bei den *Macusis* wird es ebenfalls vollkommen von den übrigen Bewohnern abgesondert, da auch dieser Stamm das Mädchen nach ihrer ersten Reinigung als unrein ansieht. Ihre Hängematte wird aus der bisherigen Reihe heraus in die oberste Kuppelspitze der Hütte gehängt, die sie nur verlassen darf, um sich ihre Nahrung, die während der ganzen Absonderung in etwas Cassada-Brod und Suppe besteht, in einem besonderen Topfe, an einem besonderen Feuer zu kochen oder sich etwas Brod zu backen. Alle diese Utensilien, als Topf, Trinkschaale u. s. w. werden nachher von ihr vergraben oder zertrümmert. Hat sie mehrere Tage in dieser Höhe zugebracht, und sind die auffallendsten und heftigsten Symptome des physischen Übergangs vorüber, so begiebt sie sich in einen eigenen Verschlag, der ihr unterdessen in der Hütte gemacht worden ist, in welchem sie nun ebenso abgesondert wohnen mufs, bis etwa nach 10 Tagen, wo auch die letzten Spuren des Überganges aus

dem Kindesalter in das der Reife verschwunden sind, der Zauberer erscheint und sie und alle Sachen, mit denen sie in Berührung war, aufser jenen unbedeutenden Stücken, entzaubert, indem er das Mädchen, die Hängematte, ihren Schmuck u s. w. unter Murmeln von Zaubersprüchen mehrere Male anbläs't. Jetzt kann sie wieder unter ihren Verwandten und Freunden erscheinen; sie ist rein und feiert oft schon am folgenden Tage ihre Hochzeit.

Die Verheirathungen werden durch keinerlei Art religiöser Feierlichkeit eingeweiht und meist schon in der frühesten Jugend von den Ältern beschlossen, in welchem Falle der junge Mann verbunden ist, den Ältern seines Weibes bis zu ihrer Reife zu dienen. In dieser Zwischenzeit erzeigt er seiner jugendlichen Braut jegliche Aufmerksamkeit, beschenkt sie mit Perlen und bringt ihr das Beste, was er auf der Jagd erlangen konnte; ist sie sein Weib geworden, dann führt er sie dahin, wo er sich niederlassen will, und sein Wille ist fortan vollkommen der Ihre geworden. Findet eine solche gegenseitige Vorherbestimmung von Seiten der Ältern nicht statt, dann folgen die jungen Männer und Mädchen ihrer eigenen unbeschränkten Neigung. Ein Besuch in der Hütte der Braut und einige Geschenke sind die Vorläufer zu einer offenen Erklärung; findet der Brautwerber Gefallen vor den Augen der Ältern, dann wird ihm die Tochter entweder nach Ablieferung bestimmter Gaben oder nach Ableistung von Handdiensten überlassen. In dem letzteren Falle mufs er, je nach dem eingebildeten Werthe der Braut, ein Jahr oder länger um sie dienen. Tritt die Zeit der Übergabe ein, so reinigt der Ehemann ein hinlänglich grofses Stück Grund und Boden von allem Gebüsch und Bäumen für ihr Provisionsfeld und übergiebt dieses der jungen Frau, die es nun bepflanzt und ferner bearbeiten mufs.

Hat das Mädchen vor ihrer Verheirathung vollkommen Freiheit, mit ihrem Körper nach Belieben zu schalten und zu walten, so ist diese vom Tage der Verheirathung an auf die engsten Grenzen eingeschlossen. Überschreitung dieser Grenzen von Seiten des Weibes, Bereitwilligkeit, den Worten des Verführers Gehör zu geben, oder irgend welcher Angriff auf ihre Keuschheit kann nur durch den Tod des Verführers gesühnt werden.

Obschon Polygamie fast unter allen Stämmen erlaubt ist, so haben doch die meisten Indianer nur eine Frau, und nur bei den Häuptlingen findet man, besonders bei den *Caraiben*, *Warraus*, *Accawais* und *Arawaaks*, einen kleinen Harem von 2 — 5 Frauen, von denen oft die zuletzt genommenen noch blofse Kinder von 8 — 10 Jahren sind. Soviel Weiber aber auch der Indianer haben mag, so führt doch das zuerst genommene das Scepter im Haushalt, dem die

folgenden insgesammt, wenn auch oft mit Widerwillen, unterworfen sind.

Hat das Weib das Alter von 20 Jahren erreicht, so ist die Blüthe ihrer Jahre vorüber: das frühere Ebenmaafs der Glieder und der ganzen Formen ist verschwunden, die Elasticität in allen ihren Bewegungen hat einer gewissen Trägheit Platz gemacht, und an die Stelle der früheren lebensfrischen und lebensprühenden Fülle tritt in einzelnen Theilen des Körpers eine Fettanhäufung, die sie wahrhaft ekelhaft macht, da keine Bekleidung diese ungestalteten Massen dem Auge verbirgt. Ihre zu frühe Mannbarkeit und Reife mag wohl der Hauptgrund dieses schnellen Verblühens sein.

Kehrt der Indianer von der Jagd oder dem Fischfang heim, so bereitet ihm die Frau das Mahl aus der Beute seines Zuges. Das Wildpret wird meist im Blute des Thieres gekocht und stark mit *Capsicum* gewürzt. Alle männlichen Glieder der Familie essen zu gleicher Zeit, und wenn es das Wetter erlaubt, vor der Thüre der Hütte in freier Luft. Nachdem sie sich in einem Kreis gehockt, wird der Topf in die Mitte gesetzt, in den nun jeder mit einem Stück Cassada-Brod hineintaucht und dann mit den Fingern nachhilft, um das Stück Fleisch herauszubekommen, das er sich ausgewählt. Die Mahlzeit dauert im Ganzen nur kurze Zeit, und jeder verläfst den Kreis, sobald sein Hunger gestillt. Die Frauen essen nie zugleich mit den Männern, sondern warten bis diese fertig sind, worauf sie sich mit dem begnügen müssen, was diese zurückgelassen; obschon sie fast in jedem Winkel der Hütte noch ein besonderes Töpfchen stehen haben, das sie schleunigst hervorholen, sowie der Gemahl und die übrigen Männer den Rücken gewandt. Auch hier wird unter einzelnen Stämmen das Fleisch mehrerer Säugethiere, Vögel und Fische als unrein angesehen und daher nicht gegessen. Dazu gehören das Hausschwein, Rindvieh und Fische von bedeutender Gröfse, besonders der *Sudis gigas*, einer der wohlschmeckendsten und gröfsten Süfswasserfische *Guianas*.

Das Cassada-Brod ist ihr Hauptnahrungsmittel, das sie aus der Wurzel der *Jatropha Manihot* bereiten, die in ihrem natürlichen Zustande ungemein viel giftige Eigenschaften besitzt. Nachdem die Wurzel abgewaschen und abgeschabt ist, wird sie, auf jenem mühsam verfertigten Reibbrett in meiner Sammlung, gerieben, und dann der Saft in dem ebenfalls dort befindlichen cylinderförmigen Geflecht ausgepreſst. Nachdem die Masse so ihren wässerigen und giftigen Bestandtheil verloren, wird sie auf heifsen Steinen zu einer Art Kuchen gebacken. Vorzüglich gern ifst auch der Indianer die halbreifen Kolben des indianischen Korns oder Mais, die sie rösten.

Sowie der Tag anbricht, erhebt sich die Frau aus ihrer Hängematte, badet sich und bereitet dann das Frühstück ihres Mannes. Der Indianer ifst wenig auf einmal, dagegen oft. Die gewöhnlichen Efszeiten sind: bei Sonnenaufgang, um 10 Uhr, Mittag, um 3 Uhr und bei Sonnenuntergang; die Hauptmahlzeiten sind bei Sonnen-Auf- und -Niedergang.

Aus mehreren Früchten, sowie aus Mais, bereiten sie ebenfalls verschiedene berauschende Getränke; der allgemeine Lieblingstrank bleibt aber das *Paiwari,* das sie aus dem Cassada-Brod verfertigen. Zu diesem Zwecke wird das Brod dicker und brauner gebacken, in Stücke gebrochen und über diese kochendes Wasser gegossen. Sobald dies etwas abgekühlt ist, rühren es die Weiber mit den Händen um, zermalmen die ganz gebliebenen Stücke mit den Zähnen und befördern den Brei wieder in den Trog zurück. Durch diesen so unsaubern Procefs soll die Gährung der Masse bedeutend unterstützt und beschleunigt und die berauschenden Eigenschaften des Getränkes vergröfsert werden. Das *Casiri,* ebenfalls ein berauschendes Getränk aus süfsen Bataten, wird auf ähnliche Weise bereitet.

Soll irgend ein Fest gefeiert werden, dann sind die Frauen des ganzen Dorfes mehrere Tage mit Kauen beschäftigt. Ein grofser Trog in Form eines Corials, oft ein wirkliches Corial, ist ein unerläfsliches Hausgeräth der Hütte eines Häuptlings; je gröfser dieses ist, ein um so deutlicheres Zeichen der Macht des Häuptlings bekundet es. Oft fafst ein solcher Trog 100 — 150 Gallonen, die von 40 — 50 Indianern meist im Laufe der Nacht geleert werden. Die benachbarten Stammverwandten werden meist schon mehrere Tage vorher zu einem solchen Trinkfest eingeladen, was in der Nacht vor dem bestimmten Tage nochmals durch die jungen Männer des Ortes, der das Fest veranstaltet, geschieht. Mit den schönsten Federn geschmückt, frisch angemalt, mit Halsbändern von Affen- und Peckarizähnen, Saamen u. s. w. treffen dann die Gäste ein. Die Tänzer versammeln sich um den Trog, gefüllt mit dem höllischen Gebräu. Der Indianer, welcher unmittelbar dem Vortänzer folgt, trägt eine grofse Trinkschaale in seiner rechten Hand, in der linken aber eine *Maraca* oder Klapper; die übrigen ergreifen, was ihnen grade zur Hand ist, sei es eine Kriegskeule, eine Flinte oder ein Bogen; die Frauen ihre kleinen Kinder, einen jungen Hund oder Affen. Mit zur Erde gerichteten Augen beginnt der Tanz, dessen Bewegung durch eine Art Tripeltakt geregelt ist, während ein monotoner Gesang der Tanzenden diesen begleitet und streng durch Aufstampfen mit den Füfsen und dem hohlen Cylinder eines Bambus, von den Saamengehäusen einer *Cerbera* umhangen, wodurch ein starkes Geräusch

hervorgebracht wird, in jenes Taktmaafs getheilt ist. Die Worte des Gesanges sind meist improvisirt und werden oft wiederholt. So bewegen sich alle Theilnehmer langsam drehend, bald nach dieser, bald nach jener Richtung, oder Einer folgt dem Andern in gerader Linie. Nachdem dieser abgemessene Tanz beendet ist, durch den sie die bösen Geister aus dem Kreise der Fröhlichen austreiben und gleichsam einen Zauberring um sich schliefsen, nähert sich der Zuganführer dem Trog mit dem *Paiwari*, nimmt die Trinkschaale aus der Hand seines Nachfolgers und schöpft sich diese, während die übrigen den Gesang und das Geräusch mit der *Maraca* wieder beginnen, mit gravitätischer Haltung voll, trinkt sie aus und übergiebt das leere Gefäfs seinem Nebenmanne, worauf Jeder nach Belieben zulangt; andere Tänze, die aber in Bewegung und Begleitung ganz dem ersten gleichen, folgen. Bevor der Trog nicht geleert ist, wird das Fest auch nicht beschlossen. Bei andern Stämmen weicht der Tanz von diesen sonst ziemlich allgemeinen Regeln vielfach ab.

Wie die Tänze in gewissen Graden von einander verschieden sind, ebenso auch die Begräbnifsfeierlichkeiten bei den einzelnen Stämmen. Stirbt ein *Warrau*, so wird die Leiche sammt Allem, was er bei Lebzeiten besafs, selbst seine Jagdhunde, die man vorher getödtet, mit dem Kopf gegen Westen in der Hütte begraben, die er bewohnte, und über dem Hügel mehrere Tage hindurch ein Feuer unterhalten. Seine Verwandten versammeln sich dann und beklagen ihren Verlust auf eine fürchterliche Weise zu bestimmten Zeiten mehrere Monate hindurch. Das Todtentrinkfest findet den dritten Tag nach dem Sterbetage statt, an welchem die Hinterlassenen keinen Theil nehmen. Die Wittwe eines *Warrau* und seine Kinder werden das Eigenthum seines Bruders oder nächsten Verwandten. Verwirft die Wittwe diesen, so rächen sich die aufgebrachten Blutsfreunde dadurch, dafs sie in das Haus der Frau dringen und diese auf das Härteste durchprügeln, wodurch sie sich aber die Freiheit erwirbt, mit dem zu leben, den sie sich auserwählt hat.

Mit diesen Ceremonien stimmen auch die der *Arawaaks* so ziemlich überein: der Verstorbene wird in einen ausgehöhlten Baumstamm oder kleines Corial gelegt und ebenfalls in der Hütte begraben. War der Verstorbene ein Mann von Ansehen, so wird bei seinem Tode ein Stück Land mit Cassada-Wurzeln bepflanzt. Nach einem Zeitraum von 9 Monaten, während dessen die Cassada ihre Reife erhalten, werden die Verwandten und Freunde wieder zusammengerufen und einer jener wilden, blutigen Tänze geefeiert, die man vor allen auch unter den *Muntrusus* findet; den übrigen Stämmen *Guianas* sind dieselben fremd. Der Tanz heifst *Mari-quarri*, von den

aus den Fibern der Blätter der *Bromelia Karata* oder der *Mauritia flexuosa* geflochtenen Peitschen oder vielmehr Knuten, die dabei gebraucht und *Mari-quarri* genannt werden, von denen sich ebenfalls ein Exemplar in meiner Sammlung befindet. Dieser Geifselung sind aber nur die Waden ausgesetzt, da kein Hieb unter oder über diese fallen darf. Nachdem die gegenseitige Geisselung eine Zeitlang gewährt, werden die blutgetränkten Peitschen nach einem schon vorher gegrabenen Grabe aufserhalb des Dorfes getragen und unter Singen und Heulen, sammt der Erinnerung an die erduldeten Schmerzen, verscharrt. Keiner, der nicht actives Mitglied dieses Kampfes war, darf an dem ihm unmittelbar folgenden Trinkgelag Theil nehmen. Vergebens möchte man bei den *Arawaaks* nach einem Manne suchen, bei dem nicht die Waden die Spuren jener Geifselung deutlich genug aufwiesen.

Die *Caraiben* legen den Verstorbenen in eine Hängematte, wo er dann täglich von den Weibern und nächsten Verwandten gewaschen und bewacht wird, damit er nicht von Raubthieren oder Insecten beunruhigt werde. Ihren Schmerz und ihre Trauer über den Verlust suchen sie in *Paiwari* zu ertränken, wobei sich das Schreien und Singen in gleichem Maafse, wie die Grade der Trunkenheit zunehmen, steigert. Hauptsächlich bemühen sich die alten Weiber, einander gegenseitig in ihrer bacchantischen Lust und in ihrem kreischenden Absingen der guten Eigenschaften des Verstorbenen zu überbieten. Sowie die Fäulnifs des Fleisches vorgeschritten ist, werden die Knochen gereinigt, übermalt und in einen *Pacal* oder Korb gelegt und sorgfältig aufbewahrt. Geben die Bewohner ihre Niederlassung auf, so werden alle Gebeine verbrannt, die Asche gesammelt und mitgenommen. Die Frauen, welche die Gebeine gereinigt, werden mehrere Monate für unrein gehalten.

Alljährlich werden auch von den verschiedenen Stämmen die Gebeine ihrer Stammgenossen, die vielleicht der Tod auf Reisen ereilt hat und die an irgend einem Orte begraben waren, zusammengeholt und in ihren Häusern unter Ceremonien begraben.

Eine bestimmte Zeiteintheilung, wie überhaupt eine Zeitberechnung kennt keiner dieser Stämme, wefshalb es auch fast unmöglich ist, das Lebensalter eines Erwachsenen oder eines Greises zu erfahren. Kann man auch aus der äufseren Erscheinung desselben, aus dem weifsen Haare, was übrigens höchst selten ist, das ungefähre Alter abschätzen, so trügt eine solche Schätzung, besonders bei jüngeren Leuten, doch auch hier vielfach.

Eine beschränkte Zeiteintheilung besitzen sie darin, dafs sie diese nach Monden berechnen; überschreitet aber die Summe dersel-